

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 210.

Freitag, 8. September.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Seeler.

(Nachdruck verboten.)

(30. Fortsetzung.)

Es war, als wenn aller gesunde Sinn und alle gesunde Kraft in ihm gestorben sei und aus dem Untergrunde seiner Seele sich die bösen Elemente aufreckten, die, vielleicht als Erbteil des Blutes, still unten geruht und von der gesunden Luft der Arbeit und Zufriedenheit in Bann gehalten waren. Selbst die Liebe zu seiner Fee besaß momentan keine wirksame Kraft. Er ging auch ihr aus dem Wege. Ihr vielleicht am meisten, denn vor dem reinen, sorglich fragenden Blick seines Lieblingskinds drückte ihn der Gedanke am schwersten und die Scham geißelte ihn blutrot, wenn er dachte, was seine Fee sagen und ob sie ihn noch lieben würde, wenn sie wüßte, daß er nur noch von der Gnade und dem guten Willen dieser Berliner Schürken abhing, die seine Frau bezahlen mußte, damit sie über ihres Mannes Sünde schwiegen. Und Fee war die dritte in der Familie, die sich unglücklich fühlte. Das Leben, das ihr bis jetzt so leicht und schön erschienen, zeigte plötzlich eine dunkle, traurige Färbung. Gerade hatte sie gedacht, daß nun, wenn Ludovika aus dem Hause käme und die anderen widerwärtigen Menschen auch das Feld räumten, alles, was hier und da nicht recht passen wollte, sich glatt und freundlich ordnen und das Leben noch beglückender und schöner würde als bisher, und da hatte sich plötzlich alles viel verwirrter und trüber gestaltet. Sie war grenzenlos unzufrieden mit sich, hatte unbegreiflich gehandelt und selbst verschuldet, was jetzt drückend und trostlos auf ihr ruhte. Jetzt sah sie es. Und doch, wenn es noch einmal vor ihr stände, — wer weiß, ob sie anders handelte? Wer weiß? Sie konnte es nicht mit Gewißheit sagen, solch große Unruhe und Verwirrung lag über ihr. Rolf Schweichler war abgereist, vor Schluß seiner Ferien, abgereist ihrem Wege, durch ihr Verschulden.

Fee deckte die Hände über das heiße Gesicht und dachte zum hundertsten Male nach, warum sie bei seiner zärtlichen Frage, ob sie seine liebe, alllickpendende Frau werden wolle, nicht glücklich bejahend geantwortet habe? Überrascht war sie gewesen und erschreckt, aber doch nur wie von einem großen, köstlichen Licht gebildet, nicht gleich fähig, in die Rosenkralle hineinzuschauen und sich in sie zu hüllen wie in einen Zaubermandel. Seliger Schreck war es gewesen und schon neigte sie sich ihm entgegen mit Herz und Munde, da — sie begriff es selbst nicht und das Blut schoß ihr immer wieder angstvoll heiß in die Wangen — da war plötzlich etwas lose und leicht durch ihren Sinn gelallert. Wie ein schimmernder, zarter Schmetterling, wie ein Traum und lindes Nistewehen, so unsahbar und märchenhaft und doch sich wie ein Netz um ihren Willen legend, wie ein Netz, in dem sich ihr zärtliches Neigen zu dem Kindheitsgefährten versing und nicht hinauskomme zu ihm. Ein Erinnern und Traum war es gewesen, ein Sehnsuchtswunsch aus nebelhafter Ferne in nebelhafte Ferne hinein. Hastig hatte sie sich von Rolf abgewandt, mit großem, starrem Blick über ihn fortgesehen, einer Schar weißer Tauben nach, die wie silberne Funken gerade in

den Himmel hineinflogen, — und ihre Sehnsucht war ihnen nachgeflogen in den blauen Himmel eines märchenhaften Glückes hinein!

„Ich kann nicht“, hatte sie mit ersticker Stimme gemurmelt, „nein, Rolf, nicht so! Bitte, sag' nichts, frag' nichts, ich kann nicht, ich muß noch warten!“

Und war von ihm fortgestürzt ohne weitere Erklärung, ohne ein milderndes, freundliches Wort.

Danach hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Er war abgereist und nun sah sie und weinte, fühlte sich unglücklich und verstand sich selbst nicht, und begriff nicht ihr wunderliches Empfinden und den fremden, seltsamen Ton in ihrer sonst so klaren, reinen Lebensmelodie. Sie hatte Rolf so lieb, so lieb, mit ihrem ganzen jungen Herzen, sie verstand sich mit ihm wie mit keinem anderen auf der Welt, hatte Sehnsucht nach ihm und bereute ihr wunderliches Benehmen, und doch, und doch, ein Etwas lebte in ihrer Seele, ein Märchen- traum voll von buntem, abenteuerlichem Reiz, ein Silbergespinnst, das hielt sie fest mit unzerbrechbaren Fäden.

So ging Fee mit klopfendem Herzen und unruhigen, quälenden Gedanken durch die Tage, fragte sich wieder und wieder, wie es möglich sei, daß ein Mensch so hin- und hergezogen würde von zweierlei Gefühlen, deren eines kaum ein richtiges Gefühl und dabei doch so stark war, daß es das andere verdrängt hatte, und ahnte nicht, daß sie im Schatten ihrer Mutter hing, daß es ein Tropfen von deren Blut und romanhaftem Empfinden sei, der in ihrem gesunden und klaren Denken und Fühlen so wunderbar rumorte und ihr den normalen Sinn verwirrte.

### VI.

Während sich im Herrenhaus zu Mositten drei Menschen mit Sorgen, Grümen und schweren, verzweifelten Gedanken quälten und die Einsamkeit und der Kummer dort graue Netze spannen, in denen sich nichts als Seufzer und verschwiegene Angst fingen, wogte im Vorwerkhaufe, in dem das junge Paar nun herrschte, das Leben und die laute Lust so freudig und heiß, daß Eugen, der nie dergleichen gekannt hatte, oft ganz betäubt mitten darinnen stand und sich nicht recht klar werden konnte, ob das nun wirklich das heißersehnte Glück sei, oder ob er mit den Händen, die begierig danach faßten, nicht vielleicht nur in leere Luft griffe? Seine schöne, vergötterte Frau gehörte ihm wohl der Form nach, aber in Wirklichkeit zerflatterte sie vor seinem Verlangen wie ein Schattenbild und schien allen anderen mehr zu gehören als ihm. Aber wie konnte er auch denken, daß ein so herrliches Geschöpf wie Ludovika nur für ihn und die Häuslichkeit leben würde? Mußte er es nicht schon als überschwängliches Glück ansehen, daß er sie überhaupt sein eigen nennen und ihr Sklave sein durfte? Es war, als wenn alle Kraft und alles Empfinden, das in Eugen lebte, sich in diesem einen Punkt, in der Leidenschaft für seine Frau konzentrierte; er liebte sie befinnungslos und ausschließlich,

daß davor nichts anderes bestand. Ein Wort, ein Blick und Lächeln von ihr genügte, um all sein Denken und Fühlen nach ihrem Willen zu lenken, wenn dieser ihm auch im tiefsten Innern widerstrebte. Und das war meistens der Fall.

Ludovika hatte sich vom ersten Augenblick an das Leben eingerichtet, wie es ihr paßte. Den ganzen großen Umgangskreis, den sie ihrerzeit nach Mollitten gezogen, nahm sie nun in ihre Häuslichkeit hinüber, vergrößerte ihn und vergrößerte ihre Ansprüche an Luxus, Festen und Vergnügen. Was das kostete, war ihr gleichgültig. „Wir bitten die Mutter um Geld“, lautete ihre stehende Antwort, wenn Eugen, der ein solider Rechner war, und zum ersten Male in seinem Leben erschreckt vor dem Zwiespalt zwischen Gaben und Begehren stand, befangen erklärte, daß der Haushalt zu viel verschlinge, und daß sie sich nach ihren Einnahmen richten müßten. „Du bist der Sohn deiner reichen Mutter, du verlangst nur, was dir zukommt, und wenn deine Eltern dir erlaubten, ein armes Mädchen zu heiraten, so wußten sie, was sie damit für Verpflichtungen übernahmen. Wir können nicht wie die Proleten leben, ich will das auch nicht. Schah, mach' kein so dummes Gesicht, das steht dir nicht und gefällt mir nicht. Geh, sprich mit Mama, oder, wenn dir das lieber ist, so nehmen wir auf Rechnung, — aber knausern kann ich nicht.“

Dann sprach Eugen mit der Mutter und die gab, was sie hatte, was aus der Wirtschaft zu ziehen war, aus ihren kleinen Verkäufen an Geflügel, Gemüse, Kälbern, womit sie in all den Ehejahren ihre Privatrechnungen beglichen hatte und was für Ludovikas Forderungen wie ein Tropfen auf einen heißen Stein war. Mehr war jetzt nicht aus ihr herauszuschlagen, denn an ihren Fritz getraute sie sich seit der Geschichte mit Alfons nicht mehr heran. Die Geldfrage hatte nicht eher eine Rolle in ihrem Leben gespielt als bis zu Ludovikas Eintritt in ihr Haus und war dann unter deren Einfluß zu einer ganz nebenächlichen geworden, eine, die sich auf den festen Satz stützte, daß sie reich sei und ausgeben könne, so viel sie wolle. Nun war das anders geworden, sie hatte bei dieser letzten Sache doch eine Art von Einblick in ihre Vermögensverhältnisse gewonnen und einen Begriff vom Wert des Geldes bekommen. Sie waren sehr wohlhabende Leute, aber Grenzen blieben bestehen und wenn es bei dem jungen Paar schon jetzt so anfing, wie sollte das künftig werden, wenn die Familie sich hoffentlich, worin ja all ihr Wünschen gipfelte, vermehrte?

Die Sorgen gingen bunt in Frau Minchens Kopf herum, ihr altes Gehirn konnte sie gar nicht mehr alle fassen und bewältigen. Jetzt kam es ihr auch vor, als hätten die Berliner Verwandten ein bißchen zu viel gekostet. Das letzte Jahr hatte rasende Summen verschlungen, und dann noch Fränze! Ja, ja, ihr Fritz mochte wohl recht gehabt haben, wenn er erklärte, daß sie eine Verschwenderin sei! Aber nun hörte es auch auf, und die Kinder mußten sich einrichten.

Sie wagte mit Ludovika darüber zu sprechen. Gleich war der Bruch da. Die zärtliche, liebevolle Nichte war eine rücksichtslose, herrisch verlangende Schwiegertochter geworden und tief gekränkt und enttäuscht hatte sich Frau Minchen zurückgezogen.

Der Verkehr zwischen den beiden Familien hörte danach fast ganz auf. Er hatte sich zwar auch bis jetzt vorherrschend nur auf Frau Minchens Besuche bei dem jungen Paar beschränkt, denn der Vater war noch mit keinem Fuß in dem neuen Heim gewesen und Fée fühlte sich in der lauten, ausgelassenen Geselligkeit, die dort herrschte, so wenig behaglich, daß sie nur in den seltensten Fällen sich zum Sinüberfahren entschloß. Aber immerhin war es bis jetzt ein Verkehr gewesen und Frau Minchens Herz hatte daran gehangen und sich in alter Bezauberung an der Schönheit der erwünschten Schwiegertochter erlabt.

Nun war das auch vorbei. Wie verirrt und verloren in der Welt kam sie sich vor, saß zusammengesunken in ihrem Soraenstuhl am Fenster, strickte nicht mehr, las

keine Romane mehr, starrte nur sorgenvoll und trostlos auf den Wirtschaftshof hinaus. Auch da alles verändert. Ihr Fritzchen, der sonst so Tätige, kümmerte sich um nichts mehr, jetzt herrschte Fée dort. Die war auch eine Zeitlang wie verirrt und verloren in der Welt herumgeschlichen, dann kam die gesunde, kernige Natur in ihr obenauf und sie nahm ihr Leben kräftig und tätig in die Hände. Da waren im Hause allerlei wunderliche Dinge vorgegangen, die sie nicht verstand. Vaterchen hatte sich seit der überraschenden und überflürzten Verlobungsgeschichte von Fränze ganz sonderbar verändert. Warum, konnte sie nicht begreifen, denn ihr hatte man nur die Tatsachen mitgeteilt und ihre Fragen kurz und ausweichend beantwortet, aber merken tat sie es. Zwischen den Eltern war der Ton ein anderer geworden, sie gingen nicht mehr zusammen, Vaterchen kümmerte sich nicht mehr um die Wirtschaft, war immer in der Stadt und selbst gegen sie unfreundlich, gereizt und heftig, und Mutter pflegte keine ihrer alten Passionen mehr und wurde eine stille, grämliche, müde Frau.

Das war alles traurig und bedrückend, beinahe ebenso wie ihre Gemütsverfassung, und dieses Übermaß von Unbehagen hatte Fée aufgerüttelt, sie um sich schauen und mit richtigem Instinkt nach dem besten Heilmittel, nach der Arbeit, greifen lassen.

Nun wirtschaftete sie draußen und drinnen, bekam wieder helle Augen und rasche, fröhliche Beweglichkeit und unwillkürlich schloß sie sich jetzt mehr an die Mutter an, fragte diese um Rat, blauderte mit ihr, suchte sie aufzuheitern, zu interessieren und allmählich wieder aus ihrer Lethargie emporzuziehen.

Sie waren beide jetzt so ganz aufeinander angewiesen, denn Fées Verkehr mit Tante Berta hatte auch sehr nachgelassen. Fée ging nicht mehr mit freiem, unbefangenen Herzen zu ihr, es stand etwas zwischen ihnen. Vielleicht nur in Fées bösem Gewissen, denn Tante Berta benahm sich unverändert liebevoll und herzlich, aber Fée fühlte sich ihr gegenüber schuldig und bedrückt. Sie wagte keine Frage nach Rolf zu tun und wenn die Rede auf ihn kam, saß sie befangen und herzklöpfend da.

Frau Berta lächelte in sich hinein. Rolfs vergebliche Werbung hatte ihr nicht viel Sorge bereitet. Sie tazierte Fées erschreckte Abwehr auf die jugendliche Herbeheit ihres noch unbewußten Mädchenherzens, das sich instinktiv gegen die Herrschaft der Liebe auflehnte, weil es deren Seligkeit und Demut noch nicht in sich erkannt und empfunden hatte. Rolf war eben noch zu früh gekommen, ehe Fée sich ihrer Liebe bewußt geworden. Somit hatte sie auch ihren verzweifeltsten Jungen zeröstet und ihn auf kommende Tage verwiesen, denn Fée liebte keinen anderen und somit bestand keine wirkliche Schwierigkeit. Zeit und Geduld würden alles ordnen.

Ganz nebenbei erzählte sie Fée, daß Rolf nicht eher wieder nach Hause käme, bis er sein Referendarexamen gemacht habe. Der Vater wünsche diesen Abschluß seiner Studienjahre und Rolf sei damit zufrieden. Ihm tue es auch gut, sich noch ein Jährchen draußen in der Welt umzusehen, ehe er sich auf der Scholle festsetze und seinen Kohl baue.

Fée war bei dieser Mitteilung, trotz aller Selbstbeherrschung, ganz blaß geworden und hatte kein Wort der Entgegnung gefunden, sehr zu Tante Bertas Genugtuung und Beruhigung. Die kluge Herzenskennerin wußte, daß ihre Worte gewirkt hatten und weiter wirken würden, und sie nahm es auch ohne Kränkung und Sorge hin, daß Fée sich nun sehr wenig bei ihr sehen ließ. Das Kind mußte sich erst in sich selbst zu rechtfinden, ehe es sich zu ihr zurückfand und dann würde schon alles in Ordnung kommen.

(Fortsetzung folgt.)



Wer Schmerz empfindet, bevor es not tut, empfindet größeren Schmerz, als es not tut. Seneca.

## Himmelserscheinungen im Monat September 1916.

Am 23. September, um 10 Uhr 15 Min. vormittags, durchschreitet die Sonne zum zweiten Male in diesem Jahre den Äquator, und zwar von Norden nach Süden. Ihre Rektaszension beträgt dann 12 h 0 m, ihre Deklination  $0^{\circ} 0'$ , ihr wahrer Stand ist also unweit westlich vom Sterne Eta im westlichen Teile des Bildes der „Jungfrau“. Der Kalender verzeichnet dahingegen in altgewohnter Weise zu diesem Zeitpunkte den Übertritt der Sonne aus dem Zeichen der „Jungfrau“ in das der „Waage“, obwohl das Tierkreissternbild der „Waage“ südöstlich von dem der „Jungfrau“ liegt. In der „Waage“ durchschritt nämlich im Altertum, vor 2000 Jahren, in der Tat die Sonne den Äquator; durch die Wirkung der allgemeinen Präzession, des Vorrückens der Sternbilder von Westen nach Osten gegen die Schnittpunkte, die Äquinoktien, um jährlich  $50''$  ist allmählich die Trennung der Bilder von den ihnen ursprünglich eigenen Zeichen zustande gekommen. Wenn die Sonne den Himmelsäquator schneidet, in diesem Jahre am (20. März und) 23. September, steht sie senkrecht über dem Erdäquator. Tag und Nacht sind deshalb auf der ganzen Erde gleich lang, halten sich die Waage — Äquinoktium —, und der Herbst beginnt auf der nördlichen, der Frühling auf der südlichen Halbkugel.

Die Südwärtsbewegung der Sonne macht jetzt sehr schnelle Fortschritte: ihre Deklination beträgt am 1. September  $+8^{\circ} 18' 52''$ , am 30. September  $-2^{\circ} 46' 27''$ ; die Abnahme beläuft sich in diesem Monat also auf mehr als  $11^{\circ}$ . Um diesen Betrag vermindert sich naturgemäß auch ihre Mittagshöhe über dem Horizont, nämlich für die geographische Breite von  $54^{\circ}$  (Norddeutschland) von  $44\frac{1}{2}^{\circ}$  bis auf  $33\frac{1}{4}^{\circ}$ , für die Breite von  $51^{\circ}$  (Mitteldeutschland) von  $41\frac{1}{2}^{\circ}$  bis auf  $36\frac{1}{4}^{\circ}$ , endlich für die Breite von  $48^{\circ}$  (Süddeutschland und Mittelösterreich) von  $39\frac{1}{2}^{\circ}$  bis auf  $34\frac{1}{4}^{\circ}$ . Die Tageslänge verkürzt sich im Norden von  $13\frac{2}{3}$  bis auf  $11\frac{2}{3}$ , im Süden von  $13\frac{1}{3}$  bis auf  $11\frac{2}{3}$  Stunden; durch die Dämmerungen erfährt die Tageshelligkeit eine Verlängerung im Norden von reichlich je  $\frac{1}{2}$ , im Süden von je  $\frac{3}{4}$  Stunden morgens und abends.

Der Mond ändert im September seine Phasen zu folgenden Zeiten: Erstes Viertel am 5., um 5 Uhr 26 Min. vormittags, Vollmond am 11., um 9 Uhr 31 Min. nachmittags, Letztes Viertel am 19., um 6 Uhr 35 Min. vormittags, und Neumond am 27., um 8 Uhr 34 Min. vormittags. In seiner Endnähe befindet sich der Mond am 9. September, um 2 Uhr 4 Min. nachmittags, bei einem Abstände von 57,0 Erdhalbmessern von je 6378 Kilometern, in seiner Erdferne steht er am 21. September, um 10 Uhr 6 Min. vormittags, bei einem Abstände von 63,5 Erdhalbmessern.

Zur Beobachtung der großen Planeten bietet sich im September gute Gelegenheit. Venus und Saturn strahlen während der zweiten Nachthälfte, anfänglich in unmittelbarer Nachbarschaft, Jupiter während der ganzen Nacht am Himmel. Betrachten wir die Planeten der Reihe nach, so ergeben sich folgende Verhältnisse: Merkur bleibt wegen seines tiefen Standes in der Abenddämmerung dem bloßen Auge verborgen, obwohl er am 9., um 5 Uhr nachmittags, seine größte östliche Ausweichung von der Sonne erreicht. Am 2. September, um 9 Uhr vormittags, befindet er sich in seiner Sonnenferne. Sein Erdbabstand verkleinert sich von 1,08 bis auf 0,67 Erd-Fohnhalbmesser oder Einheiten von je 149,48 Millionen Kilometer, sein scheinbarer Durchmesser vergrößert sich infolgedessen von  $6''$  bis auf  $10''$  — Venus strahlt als Morgenstern im prachtvollen Glanze von 2 Uhr an am östlichen Himmel. Der Planet erreicht am 12. September, um 2 Uhr nachmittags, seine größte westliche Ausweichung von der Sonne, er kulminiert am 1. um 8 Uhr 57 Min., am 30. um 9 Uhr 1 Min. vormittags. Anfangs des Monats steht er  $10^{\circ}$  südlich vom Sterne 1. Größe Pollux im Bilde der „Zwillinge“ und nahe südlich vom Saturn, so daß die drei glänzenden Gestirne eine Reihe bilden. Am 4. September tritt Venus in das Bild des „Krebses“ über, das sie schnell durchwandert; am 15. steht sie  $4^{\circ}$  südlich vom Sternhaufen der „Krippe“ (Praesepe) mit den beiden Begleitsternen, Aselli genannt — dieses Sternbild symbolisiert mit dem Jesuskinde. Am 29. September endlich gelangt Venus in das Bild des „Löwen“, auf dessen Hauptstern Regulus sie zusteuert, um sich am 6. Oktober sehr nahe südwärts an ihm vorüberzubewegen.

Der Erdbabstand der Venus vergrößert sich von 0,62 bis auf 0,84 Einheiten, sein Scheibendurchmesser vermindert sich daher von  $29''$  bis auf  $19''$ . Am 6. September, kurz nach Mitternacht, hat Venus Konjunktion mit Saturn, bei der sich Venus  $3^{\circ} 1'$  südlich am Saturn vorbeibewegt, und am 23. September, um 8 Uhr vormittags, kommt Venus in Konjunktion mit dem Monde, dessen abnehmende Sichel früh morgens schon sehr nahe südwestlich (rechts) von ihr steht. — Mars bleibt, obwohl er eine Stunde nach der Sonne untergeht, für das bloße Auge weiter unsichtbar. Sein Erdbabstand wächst von 2,05 bis auf 2,16 Einheiten, sein Scheibendurchmesser verringert sich von  $4''$  bis auf  $4''$ . — Jupiter, der sich rückläufig im Bilde des „Widders“ bewegt, geht schon bei Einbruch der Dunkelheit im Ostnordosten auf und bleibt während der ganzen Nacht sichtbar; er kulminiert in bedeutender Höhe am 1. um 3 Uhr 30 Min., am 30. um 1 Uhr 28 Min. vormittags, ist also ausgezeichnet zu beobachten. Dem Jupiter nähert sich die Erde von 4,33 bis auf 4,05 Einheiten, der Durchmesser des Planeten vergrößert sich dadurch von  $42''$  bis auf  $45''$ . Mit dem Monde hat Jupiter am 15. September, um 8 Uhr vormittags, Konjunktion, bei der der Mond nördlich von dem Planeten steht. — Saturn erscheint anfänglich gegen  $11\frac{1}{2}$  Uhr vormittags, zuletzt schon vor Mitternacht über dem östlichen Horizont und bleibt dann bis in die Morgendämmerung sichtbar; er kulminiert in großer Höhe am 1. um 9 Uhr 9 Min., am 30. um 7 Uhr 25 Min. vormittags. Dem Planeten nähert sich die Erde ebenfalls, und zwar von 3,76 bis auf 3,38 Einheiten. Der scheinbare Durchmesser des Saturnkörpers wächst von  $15''$  bis auf  $16''$ , der großen Achse der Ringellipse von  $28''$  bis auf  $40''$  und der kleinen Achse der Ringellipse von  $14''$  bis auf  $14''$ ; das Ringförmige kehrt uns seine Südseite zu. Der Konjunktion von Saturn und Venus am 6. September wurde oben schon gedacht. Eine sehr nahe Konjunktion des Saturn mit dem Monde findet am 21. September, um 11 Uhr nachmittags, statt; bei dieser nähert sich der Mond von Süden dem Planeten bis fast zur Bedeckung. — Uranus bewegt sich langsam rückläufig im Bilde des „Steinbocks“ nahe nördlich des etwas helleren Sternchens 4 Größe Jota dieses Bildes — Uranus kann bei klarem Wetter bequem mit unbewaffnetem Auge gesehen werden, da er die Helligkeit 5. Größe besitzt. Der Planet steht bei Beginn der Nacht im Südosten und kulminiert am 1. um 10 Uhr 35 Min., am 30. um 8 Uhr 38 Min. nachmittags. Sein Erdbabstand nimmt von 19,01 bis auf 19,30 Einheiten zu, sein Scheibendurchmesser hat nur den Wert von  $4''$ . — Neptun steht nahe östlich vom Saturn und bewegt sich im Bilde des „Krebses“ langsam auf das Sternchen Delta, einen der beiden Aselli neben der Krippe, zu, erreicht ihn in diesem Jahre oder nicht. Seine Erdbabstände sind am 1. 30,84, am 30. 30,43 Einheiten; sein Scheibendurchmesser beträgt nur  $2''$ .

Zu Beobachtungen am Fixsternhimmel eignen sich besonders die Nächte des ersten und letzten Monatsdrittels; vom 7. bis 20. September übt das Mondlicht (Vollmond am 11.) einen mehr oder weniger störenden Einfluß aus. Um 10 Uhr abends steht man die sternbesäte Milchstraße das Firmament in zwei gleiche Hälften teilen; vom Nordosten steil aufsteigend führt ihr schimmerndes Band rechts neben der funkelnden Capella im Bilde des „Fuhrmannes“ über den „Perseus“ und die „Cassiopeja“, deren fünf hellste Sterne ein W bilden, zum Zenit empor, neben dem nahe südlich der Stern Deneb im „Schwan“ glänzt, dann zwischen der „Leier“ mit Wega rechts und dem „Adler“ mit Atair links zum südwestlichen Horizonte herab. Am Südwesthorizonte taucht um diese Zeit das Tierkreisbild des „Schützen“ unter, dem wieder der „Steinbock“ und der „Wassermann“ im Süden und die „Fische“ im Südosten folgen. Tief am Südsüdosthorizonte erblickt man die Konstellation des südlichen „Fisches“ mit dem Hauptstern Fomalhaut, verderbt aus arabisch Fom el-hüt el-Aschenubi, „Maul des südlichen Fisches“. Im Osten steht der „Widder“, das Bild, in dem ehemals, zu Hipparch's Zeit, Frühlingspunkt lag. Im Nordosten steigt der „Stier“ mit dem Siebengestirn und dem hellen Aldebaran empor. Hoch im Osten reihen sich fast wagerecht die drei Hauptsterne der „Andromeda“ aneinander, über deren mittelstem schon das bloße Auge den großen Spiralnebel, ein ungeheures weitentlegenes Milchstraßensystem, als schwaches Wölken wahrnimmt. Tief unten am Ost- und Südosthorizont erkennt man die Sterne des „Walfisches“, darunter auch Mira, den Wunderbaren. Vom Himmelspol, den der Polarstern bezeichnet, erstreckt sich der „R. W.är“ nach Westen abwärts. Unter

ihm, im Nordnordwesten leuchten die sieben Hauptsterne des „Or. Bären“. Im Westnordwesten findet man den „Bootes“ mit Arctur, daneben etwas höher im Westen die „Krone“, eigentlich „Kranz“, der dem Mythos zufolge zu Ehren der Ariadne von Bacchus an den Himmel versetzt wurde.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Die deutschen Konzertfänger im Kriege. Im Rahmen einer Reihe sachkundiger Betrachtungen über das Konzertgeschäft veröffentlicht Max Epstein im nächsten Heft der „Schaubühne“ eine Besprechung der gegenwärtigen Lage, die in musikkundlichen Kreisen die weiteste Beachtung verdient. Das deutsche Konzertleben hat sich in den letzten Jahren außerordentlich entwickelt, und die alljährlich für Konzerte aus gegebenen Summen sind kaum annähernd zu schätzen. Jedenfalls kann behauptet werden, daß sie in Berlin eine Million Mark übersteigen. Doch die verblühende rasche Entwicklung Berlins zur lebendigsten aller Musikstädte ließ auch eine Anzahl von Erscheinungen in den Vordergrund treten, die dem Konzertfänger Schaden bringen und gerade jetzt im Kriege besondere Ausdehnung erlangten. Es handelt sich um die starke Konkurrenz, die den Konzertfängern durch die Bühnenfänger gemacht wird. An dieser heute mehr als je sichtbaren Erscheinung ist nach Ansicht Epsteins vor allem das Publikum selbst schuld, das von dem auf der Bühne zum Liebling gewordenen Sänger auch im Konzertsaal ganz besondere Genüsse erwartet, wobei auch Sensationslust und mancherlei äußerliche Wünsche mit im Spiel sein mögen. Hierunter aber leidet, wie gerade das Konzertgeschäft im Kriege erwiesen hat, sowohl das künstlerische Ergebnis der Konzerte überhaupt wie auch die wirtschaftliche Lage der eigentlichen Konzertfänger und Konzertfängerinnen in erheblicher Weise. Der Konzertgesang steht unter ganz anderen Bedingungen als der dramatische Bühnengesang, und nur wenige Bühnenfänger vermögen beides zu vereinen. Die große Masse aber verlangt vor allem berühmte Namen auf dem Programm und läßt sich häufig stillos herausgerissene Abschnitte aus einzelnen Opern vortragen. Dies bedeutet zweifellos eine Bedrohung des reinen Konzertvortrages. Wenn das Eindringen der Bühnenkünstler in den Konzertsaal im Kriege erhebliche Fortschritte gemacht hat, so erscheint dies zum großen Teil durch die nicht immer sachverständig geleiteten Wohltätigkeitsveranstaltungen bedingt. Darum ist es nur billig, die Aufmerksamkeit auf dieses Problem zu richten, da es sich hier tatsächlich um eine gefährliche und auch künstlerisch nicht wünschenswerte Konkurrenz für die Konzertfänger handelt. Begreiflicherweise hat aus den angeführten Gründen der Krieg im allgemeinen nicht den Bühnenfängern, sondern nur den Konzertfängern geschadet. Allmählich jedoch hat sich die Lage stetig gebessert, und man kann heute sagen, daß Konzerte von künstlerischer Bedeutung während des Krieges, bei allerdings verminderten Eintrittspreisen, stärkeren Besuch gefunden haben als im Frieden. In finanzieller Beziehung machte sich natürlich die Tatsache fühlbar, daß die Konzerte ja in großen Teilen der Provinz und fast im ganzen Ausland festsitzen müssen. Das Konzertgeschäft in den Provinzstädten wurde z. T. auch dadurch berührt, daß viele Säle für Lazarette in Anspruch genommen wurden. Geringer sind die Honorare der Künstler, die zu Beginn des Krieges um 50–75 Prozent gesunken waren, seit einiger Zeit wieder im Steigen begriffen. Erfreulich ist, daß jetzt im Konzertsaal hauptsächlich die ersten klassischen Werke verlangt werden, wobei man sich auch im Gegensatz zu Frankreich und England von künstlerischem Chauvinismus fernhält. Die Tätigkeit der bekanntesten Künstler für Wohlfahrtszwecke bildet ein außerordentlich reiches Gebiet, das wegen seines Umfangs einer gesonderten Betrachtung bedürfte. Als Beispiel für die erzielten Summen sei erwähnt, daß z. B. Leo Slezak seit Kriegsbeginn mehr als 150 000 Mark von seinem Honorar den verschiedenen Anstalten der Kriegswohlfahrt zuzuführen vermochte.

Der Regenschirm des Generals Gallieni. In der Hinterlassenschaft des Generals Gallieni fand sich auch ein Regenschirm mit einem künstlerischen, wunderbar gearbeiteten Griff von hohem Werte, der im Hinblick auf die sonstige spartanische

Einfachheit des Generals allgemeines Aufsehen erregt. Dem „Gaulois“ gebührt der Ruhm, nunmehr die Geschichte dieses Schirms entdeckt zu haben. Als Gallieni nämlich noch Gouverneur in Madagaskar war, durften unter den Eingeborenen nur die Mitglieder des Hofes sich eines Regenschirms bedienen. Erst Gallieni schaffte diese höchst sonderbare Sitte ab und gestattete in einem offiziellen Befehl allen Bewohnern von Madagaskar, uneingeschränkt die Freuden eines Regenschirmes zu genießen. Dies aber hatte einen starken Aufschwung der französischen Regenschirmindustrie zur Folge, da nun von Frankreich ein sehr lebhafter Export dieses Artikels nach Madagaskar eingerichtet wurde. Darum stellte ein Regenschirmfabrikant, von begreiflicher Dankbarkeit erfüllt, den in Frage stehenden Schirm her, um ihn als Zeichen seiner und seiner Kollegen Verehrung dem General Gallieni feierlichst überreichen zu lassen.

Die Araber und die europäische Zahnkultur. Das Tagebuch des Kapitäns des englischen Dampfers „Lara“, der mit seiner Mannschaft nach Torpedierung des Schiffes in die Gefangenschaft des arabischen Stammes der Senussi geriet und erst nach 19 Wochen wieder die Freiheit erlangte, erregt in London gegenwärtig großes Aufsehen. Der Kapitän schildert die Senussi als ebenso mutig wie ritterlich und äußert sich sehr lobend über die ihm von den Arabern zuteil gewordene Behandlung. Die Gefangenen wurden mit Datteln und Milch gelabt und später so reichlich mit Fleisch beköstigt, daß je drei Gefangene für einen Tag ein ganzes Schaf erhielten. Sehr merkwürdig ist der Eindruck, den nach der Schilderung des Engländers die bei den Europäern zu beobachtenden Ergebnisse der Zahntechnik auf die Araber machten. Der Kapitän bemerkte nämlich, daß die Senussi ihm andauernd ihr besonderes Interesse zuwandten, weil ihnen die Goldplomben in seinem Gebiß aufgefallen waren. Es kam zu regelrechten Untersuchungen der Zähne der Gefangenen, und das Staunen erreichte seinen Höhepunkt, als ein Leutnant zur Bestürzung der Araber sein künstliches Gebiß aus dem Munde nahm und auf den Boden legte. Überhaupt weiß das Tagebuch so viel von der Aufmerksamkeit der Araber in dieser Hinsicht zu berichten, daß man glauben müßte, die Senussi hätten in den falschen Zähnen der Europäer das größte aller Weltwunder erblickt.

Die Papiernot und der Zukunfts-Stil. Die auch in den neutralen Ländern zu beobachtende Zunahme des Papiermangels veranlaßt die New Yorker Zeitschrift „America“ zu einer Reihe origineller Betrachtungen über den Einfluß, den ein fortwährend und gesteigerter Papiermangel auf die Literatur der Zukunft gewinnen könnte. „Scharfe Beobachter und ernsthaft zu nehmende Propheten“, heißt es in diesem Artikel, „sind der Meinung, daß der infolge des Papiermangels auf den Verlegern lastende Druck in Verbindung mit den übrigen Einwirkungen des Weltkrieges auf die Schriftsteller unfehlbar zu einer Revolutionierung des literarischen Stils führen muß, so daß im Jahre 1925 das Publikum die bis 1914 erschienenen Bücher als veraltet und vielleicht sogar geradezu als lächerlich wird betrachten müssen. Der neue Stil wird sich notgedrungen der äußersten Knappheit befleißigen. Kurze Sätze und lakonische Ausdrucksformen werden das Ziel jedes Autors sein, der noch Erfolg anstrebt. Es wird eine vollkommen neue Schreibweise entstehen, die man vielleicht als Telegrammstil wird charakterisieren können.“ Auch sonst meint das New Yorker Blatt merkwürdige Neuerungen in der Literatur im Gefolge des Krieges prophezeien zu dürfen: „Bilder und Vergleiche, die seit einiger Zeit dem Land-, See- und Luftkrieg entnommen wurden, werden dauernd in den Besitz unserer Poesie, unserer beschreibenden und erzählenden Literatur übergehen. Die Wörterbücher müssen bald wesentlich erweitert werden, um alle die neuen Ausdrücke und Formen aufzunehmen. Vielleicht werden die Worte wie Massentod, Vordeton und ähnliche eine gewisse Volkstümlichkeit erlangen, vielleicht wird die Einbildungskraft der Dichter sich so durchdringen von den gegenwärtigen Erlebnissen erweisen, daß sie die Hast und rücksichtslose Ausdrucksweise der Kriegsberichte auch im Frieden in ihren Büchern heibehalten werden. Es ist wohl anzunehmen, daß auf den gedruckten Blättern noch viele Jahre nach Friedensschluß die Kanonen brüllen, die Granaten bersten und die Felder von Pulverdampf rauchen werden, sowohl in Prosa wie in Versen!“